

„Endlich Antwort auf die Frage, wessen Tochter ich bin“

Systemische Erinnerungs- und Biografiearbeit im öffentlichen Raum

Almute Nischak

Stuttgart, 3. März 2006

„Spät geweinte Tränen trocknen. Ich fühle mich geschützt und begleitet. Türen des Erinnerns öffnen sich, innere Ruhe kehrt ein. Bereits im Augenblick des Erinnerns verändert sich meine Körperwahrnehmung. Ebenfalls davon betroffen: Meine Haltung, wie ich in der Welt stehe, ob ängstlich, vorwurfsvoll, heiter oder zuversichtlich. Und die Frage, ob und wie ich da vertrauen und lieben lernen konnte.“

A. Nischak

Zusammenfassung

Anhand persönlicher Erinnerungen zum Umgang ihrer Familie mit dem Nationalsozialismus thematisiert die Autorin den Zusammenhang zwischen der Entwicklung ihrer persönlichen und beruflichen Identität. Beide Prozesse nehmen Einfluss auf ihre Haltung und ihre gegenwärtige Praxis im Kontext systemischer Erinnerungs- und Biografiearbeit im öffentlichen Raum, das sind Erzählcafés, Podiumsveranstaltungen mit Zeitzeugen und die Gründung der Tübinger Erinnerungswerkstatt.

1. Vorbemerkung

Trotz einiger Übung als Autorin habe ich die Verknüpfung von Person, Profession und familiärer Herkunft beim Schreiben dieses Aufsatzes als eine große Herausforderung erlebt. Mich distanziert „über“ etwas zu äußern, das fällt mir leicht. Doch diesen Text zu schreiben, das war anders. Mal schrieb ich Fragmente persönlicher Betrachtung, mal Fragmente aus beruflicher Perspektive, dann verwarf ich eines nach dem anderen wieder und begann von Neuem oder hatte einfach Bedenken, so viel Persönliches aus meiner Herkunftsfamilie in die Öffentlichkeit zu tragen. Zumal als Therapeutin.

Zeitgleich stattfindende Prozesse in meiner Herkunftsfamilie haben zudem ein neues Licht auf meine Interpretation der innerfamiliären Seite geworfen. Mir wurde klar, dass meine Darstellung, selbst wenn sie ausschließlich meine ganz persönliche Wahrnehmung widerspiegelt, zugleich nur eine Momentaufnahme ist, der weitere Veränderungen folgen werden.

Dabei ist ein Anliegen, das ich mit diesem Artikel verbinde, die Leserin und den Leser am inneren Zusammenhang zwischen Biografie und beruflicher Entwicklung teilhaben zu lassen. Beide Prozesse nehmen, wie auch meine Kenntnisse und Erfahrungen als Ethnologin, Einfluss auf meine Haltung zur Erinnerungs- und Biografiearbeit und wirken sich auf meine gegenwärtige professionelle Praxis als Systemische Therapeutin aus.

Doch was bedeutet „systemisch“ im Kontext der Biografiearbeit für mich? Ich verstehe darunter eine Haltung, die in einem geschützten Raum gleichwertige Perspektiven des Erinnerns fördert – die einen Unterschied machen zwischen zwei oder mehr Menschen, den Geschlechtern, in der Zugehörigkeit zu Altersgruppe, Kultur oder sozialer Schicht. Denn mit der Integration des Unterschieds erhält nicht nur die differenzierende Betrachtung in der Auseinandersetzung mit dem Erleben unserer Geschichte und Herkunft – auffällig viele Diskussionen im Autorenteam landeten immer wieder beim Nationalsozialismus – einen eigenständigen Platz, sondern auch das Andere, das Fremde, das Persönliche. Insofern geht es mir bei der systemischen Erinnerungs- und Biografiearbeit nicht so sehr um eine historisch reliable Darstellung des Erinnerten im Sinne von Tatsachen oder objektiver Zeugenschaft, sondern vor allem um die subjektive Bedeutung des Erinnerten für eben die beteiligte(n) Person(en). Auf diesem Wege können beim Prozess des Erinnerns an der einzelnen Biografie orientierte Sichtweisen wertschätzend in Beziehung zueinander gesetzt werden: das Erzählte zur Person, das Vergangene zum Heute und die unterschiedlichen Warten der sich gemeinsam erinnernden Personen zueinander. Unterstützt von rahmenden systemischen Fragetechniken wie Vergleichs-, Übereinstimmungs- oder Erklärungsfragen werden im Verlauf des Erinnerns, manchmal ganz unerwartet, Fähigkeiten, Kompetenzen und Emotionen sichtbar, die bereichernd, in Frage stellend oder stabilisierend wirken können. Manchmal entsteht Neues dabei. Diesen Akt gemeinschaftlicher Bedeutungsprüfung erlebe ich in der Erinnerungs- und Biografiearbeit als einen bewusst gestalteten kommunikativen Prozess im Erschaffen einer neuen Erinnerungskultur.

2. Erinnerungsarbeit heute

Erinnerungs- und Biografiearbeit in Deutschland kommt, so denke ich, um die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nicht herum und befindet sich damit mittlerweile in einem Dilemma: Der Nationalsozialismus gilt als sehr gut historisch erforscht, der gesellschaftlichen Aufarbeitung steht meines Erachtens jedoch die vergleichsweise seltene persönliche Auseinandersetzung in vielen deutschen Familien gegenüber. Das Verschwinden der Zeitzeugen markiert dabei einen immer größer werdenden zeitlichen Abstand zu den nachfolgenden Generationen. Immer weniger Deutsche verbinden eigene Erlebnisse mit der NS-Zeit. Dieser Umstand scheint die Auseinandersetzung auf eine gewisse Weise zu erleichtern. Denn heute ist es möglich, sich mit den Opfern und mit den Tätern des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen; und damit auch mit der Rolle Deutschlands in jener Zeit.

Allerdings können historische Fakten und Dokumente Erinnerungen nicht in gleicher Weise lebendig halten wie Menschen, die bereit sind, vom im Krieg Erlebten persönlich zu berichten. Selbst die häufige Aussage „Wir haben nichts gewusst“ erhält in der biografischen Erzählung manchmal eine eigene Bedeutung. Beispielsweise wenn von einer 78-jährigen Zeitzeugin auf Nachfrage zwar erinnert wird, dass der einzige jüdische Laden im Zentrum einer süddeutschen Kleinstadt am Ende des Krieges „nicht mehr da war“, sie aber weiterhin, so als gäbe es keine Verbindung zwischen beidem, bei der Aussage bleibt, von der Judenverfolgung „nichts mitbekommen“ zu haben.

Anders macht es Günter Grass. Er stellt im Rahmen seiner aktuell erschienenen Autobiografie die Frage, weshalb er eigentlich nicht gefragt habe damals, zum Beispiel als sein jüdischer Onkel plötzlich nicht mehr heimkam – und das, obwohl er als Junge von Natur her aufsässig und neugierig gewesen sei. Sein Fragen heute bezeichnet Grass als den Versuch, „einen jungen Menschen, der mir fremd ist, neu zu entdecken und ihn zu befragen, wie er sich in bestimmten Situationen verhalten hat“ (Hoenig 2006).

Doch wie sieht es in vielen Familien aus? Selbst wenn Kenntnisse zum historischen Geschehen parat sind, werden sie vielfach nicht in Zusammenhang mit Auswirkungen von Nationalsozialismus, Krieg und Vertreibung in bzw. auf die Herkunftsfamilie gebracht, wie beratende und therapeutische Kontexte zeigen. Bei manchen weiß man zwar noch, dass da „was war im Krieg“, aber was genau der Onkel, die Mutter oder der (Groß-)Vater an welchem Ort erlebt oder getan haben und wie sich deren Erfahrungen eventuell auf die nachfolgenden Generationen ausgewirkt haben, ist meist nicht (mehr) bekannt oder wird nicht erinnert.

Prozesse der Distanzierung, des Sich-in-Beziehung-Setzens oder der Identifikation verlaufen jedoch verschieden, je nachdem, ob man Bücher liest, Zeitzeugen hört oder mit den eigenen (Groß-)Eltern über ihr Erleben von Krieg, Vernichtung oder Vertreibung im Nationalsozialismus spricht. Historische Dokumente wenden sich eher, könnte man meinen, an Ratio und Intellekt, doch auch Wörter können Ängste oder Momente des Glücks auslösen und, noch bevor die volle Bedeutung eines Wortes gänzlich bewusst ist, angenehme oder unangenehme Gefühle wachrufen (vgl. Jacobs 2006). Manchmal fesseln Bücher zur Zeitgeschichte so, dass man während des Lesens alles um sich herum „vergisst“. Persönlich vorgelegene Zeitzeugenberichte jedoch sprechen darüber hinaus verschiedene Sinne an, hört man doch eine Stimme und wie sie sich im Laufe des Erinnerungsprozesses verändert, ob sie mal laut und gefasst, mal brüchig oder kaum mehr hörbar im Raume steht, und erlebt dazu den Ausdruck von Körperhaltung und Gesicht. Insofern vermitteln Zeitzeugenberichte zusätzlich den Eindruck, für einen Moment an dem Leben eines anderen teilzuhaben, einem Leben mit Ecken, Kanten, Zweifeln, Erfolgen, Niederlagen, Ängsten, inneren Widersprüchen. Auch Zeitzeugen sind einzigartige Persönlichkeiten, deren haarscharfe Nuancierungen man im Augenblick des Erzählens zeitnah miterlebt. Aber vor allem, und das ist

vielleicht der größte Unterschied, kann man Zeitzeugen Fragen stellen und mit ihnen in einen Dialog treten. Mit festgeschriebenen Wörtern geht das nicht.

Zudem macht es einen Unterschied, ob Erinnerungsarbeit in der Öffentlichkeit oder in der Familie stattfindet. In der Familie kennen sich die beteiligten Personen meist gut, manchmal auch zu gut; und eben auch die Regeln des Schweigens zu sogenannten „heißen“ Themen. Es gibt vielfältige Erfahrungen im Sich-Austauschen, positive, ermunternde, aber auch verletzend oder die Erfahrung, abgewiesen worden zu sein. Das Besondere im öffentlichen Raum, z. B. in Erzählcafés, ist dagegen, dass auch einander fremde Menschen sich im Erzählen und Zuhören begegnen. Erinnerungen brauchen öffentliche Entfaltungsmöglichkeiten, um über das Persönliche hinaus eine gesellschaftliche Bedeutung zu erlangen (vgl. Claus 2005).

Beide Erinnerungsprozesse, die in öffentlichen wie die in privaten Kontexten, sind meist auf „die anderen“ gerichtet, auf diejenigen also, die das Wagnis eingehen und Persönliches preisgeben, allerdings nur solange, bis die Zuhörenden ihre ganz persönlichen Wirklichkeitskonstruktionen in die Reflexion des Gehörten einbeziehen.

3. Persönliche Bilder des Erinnerns

Zwei Bilder fallen mir spontan zum Thema „Umgang mit Nationalsozialismus“ in der eigenen Familie ein. Das eine Mal bin ich ungefähr 15 oder 16 Jahre alt und liege schon seit Wochen mit einer Nebenhöhlenentzündung fiebrig-heiß im Bett. Ich lese und lese und lese. Ich wälze Buch um Buch über den Nationalsozialismus, Historisches, Erfahrungsberichte, Anklagen, militärische Verläufe. Ich bin auf der Suche nach meinem Vater. Wer ist er? Wo ist er im Krieg gewesen? Was hat er damals eventuell getan? Weshalb geht er heute [also zum Zeitpunkt meiner Pubertät] so mit Menschen um? Ich finde keine Antworten, nur neue Fragen. Sie quälen mich. Als ich meinen Vater anspreche, ignoriert er meine Fragen. Von meiner Mutter weiß ich, dass er als junger Soldat bei der Waffen-SS war. Doch mein Vater will beharrlich nicht darüber sprechen. Ich greife ihn an, will ihn herausfordern. Wie mein älterer Bruder auch. Doch der Vater schweigt. So bleibt mir lange die Frage, wessen Tochter ich eigentlich bin.

Bei der zweiten Szene sitze ich, in ähnlichem Alter, mit meiner Mutter am Küchentisch. Es muss im Winter gewesen sein. Sie erzählt mir von ihrer Zeit als Rotkreuz-Krankenschwester in den Operationssälen der Frontlazarette Polens und zeigt Fotos dazu, die ihre Erinnerungen an jene Zeit anschaulich werden lassen. Fotos von weggeschossenen Gliedmaßen, offenen Bauchschüssen, verbundenen Köpfen, verzweifelten Soldaten, bis zur Erschöpfung arbeitenden Krankenschwestern und Ärzten. Zum Schluss operierten sie ohne Chloroform, einfach weil keines mehr da war am Ende des Krieges, erzählt sie leise. Ich sehe entsetzliche Bilder, die mir durch Mark und Bein gehen, deren Anblick ich als Jugendliche kaum ertrage.

Ich beginne zu begreifen, unter welchen Bedingungen meine Mutter, damals gerade mal 22 Jahre alt, erwachsen geworden ist. Heute würde man wahrscheinlich von einer Extremtraumatisierung sprechen, der sie als Krankenschwester ausgesetzt war, so der Hinweis eines Kollegen.

Eines Tages, berichtet sie weiter, sei ein Lazarett in unmittelbarer Nähe zu einem Konzentrationslager errichtet worden. Jeden Morgen und jeden Abend habe sie auf dem Weg zur Arbeit dort vorbeigehen müssen. Am Maschendraht, der mit einer tödlichen Dosis Strom geladen war, hätten große Schilder vor der Berührung desselben gewarnt. Ängstlich, den Blick auf den Boden gesenkt, sei sie vorbeigehuscht. Nur kein Aufsehen erregen, nicht auffallen, war die Devise. Vorbeihuschen. Man habe nicht darüber gesprochen, auch nicht mit den anderen Krankenschwestern. Aber man habe schon geahnt, dass dort Unheimliches und Unfassbares geschah. Nie mehr dürfe dies passieren, lautet ihre Botschaft an mich.

Zwischen meiner Mutter und mir entspannen sich Mitte bis Ende der 1970er Jahre bewegende Diskussionen über den Umgang Deutschlands mit seiner Vergangenheit. Der „moralische Rigorismus“ (Schiegl 2006, S. 8) der „68er“ rüttelte noch mächtig an der Republik. Die „68er“ zeigten unerbittlich auf die Vätergeneration und klagten sie an, so wie ich auch. Doch die „68er“ zeigten auch, dass viele der alten Eliten, ohne deren Mitwirkung der NS-Staat nicht hätte funktionieren können, ihre tradierten Machtpositionen in der Bundesrepublik längst wieder innehatten. Sie saßen bis in die 1980er Jahren hinein in Verwaltung, Medizin, Justiz oder Politik, wie stellvertretend der Fall Filbinger zeigt, der 1978 von seinem Amt als Ministerpräsident Baden-Württembergs zurücktreten musste, letztlich weil er nicht bereit war, sich moralisch von der NS-Zeit zu distanzieren (vgl. Wette 2003). Mich empörte das damals sehr.

Die unterschiedlichen Haltungen meiner Mutter zum Nationalsozialismus, die als junge Krankenschwester eine Organisation wie das Rote Kreuz als Arbeitsstätte wählte und zur Versorgung der Verwundeten beitrug, und die meines Vaters, der sich als junger Mann freiwillig zur Waffen-SS meldete, weil er zu dieser Elite-Einheit gehören wollte, boten mir eine Plattform konkreter Auseinandersetzung mit diesem Thema. Die Gespräche mit meiner Mutter lehrten mich zudem einen kritischen Blick auf die Zeit des Nationalsozialismus und vermittelten mir die Fähigkeit, gesellschaftliche Verhältnisse konstruktiv in Frage zu stellen. Dass meine Mutter dabei auch auf interne Familienloyalitäten Einfluss nahm und „Regeln des Erinnerns“ in der Teilfamilie installierte, beispielsweise indem sie nur bestimmte Familienmitglieder daran teilhaben ließ und andere regelrecht ausschloss, habe ich erst viele Jahre später erkannt.

Mit dem Älterwerden und seinem Übergang in den Ruhestand, als die Anspannung des Berufes nachließ, war auch mein Vater – wie viele Väter seiner Generation – bereit, sich mit seiner Jugend im Nationalsozialismus auseinanderzusetzen und dorthin „zurückzufluten“,

wie er es nennt. Erst berichtete er lauter Heldentaten, oftmals drängend heraus erzählt, dann kamen allmählich leisere Töne. Zwischen den Zeilen. Auch Persönliches. Manchmal weinte er auch. Dann ahnte ich den Schrecken des damals erst 18-jährigen und überlegte, ob sein heldenhaftes Gepolter damit in Zusammenhang stehen könnte. In Vorbereitung auf meinen ersten Vortrag zum Thema „Erinnern“ habe ich lange mit meinem Vater gesprochen. Seine wichtigste Aussage dazu war: „Ich möchte der sein können, der ich bin. Mit dem Erfahrungshintergrund, der mich geprägt hat, und mit den Entscheidungen, die ich getroffen habe in meinem Leben.“ Für mich als Tochter keine leichte Aufgabe, meinen Vater so zu akzeptieren. Denn es bedeutete auch, mir einzugestehen, dass ich ihn zu keiner anderen als seiner eigenen Sichtweise bringen würde. Zuvor hatten wir viele Jahre miteinander gekämpft, auch und gerade um das jeweilige Verständnis des im „Dritten Reich“ Geschehenen. Mit den Jahren hatte sich über das Erzählen und Auseinandersetzen dennoch etwas Neues in unserer Kommunikation herausgebildet: Der Respekt über die Verschiedenheit der Lebenswege und der damit einhergehenden Haltungen. Das macht es mir heute leichter.

4. Die biografische Methode in der ethnologischen Feldforschung

Die Neugierde auf Lebensgeschichten habe ich seit der Pubertät bewahrt. In bestimmten Lebensphasen ruhte sie, doch 1994 begann ich in Italien im Rahmen meiner kulturwissenschaftlichen Feldforschung mit der biografischen Methode auch wissenschaftlich zu arbeiten, ergänzt um die familienrekonstruktive Fragestellung (Nischak 2003). Die biografische Methode findet in den Kultur- und Sozialwissenschaften häufiger Verwendung (vgl. auch Claus 2005), bei der Erforschung heimischen Brauchtums bis hin zur Entwicklung soziologischer Fragestellungen hinsichtlich der Führungskultur in deutschen Unternehmen.

Bei dieser Feldforschung zur Migration von Deutschen begann ich mit der Zeit zu begreifen, dass Biografien nicht erst mit der Geburt dieser Menschen beginnen. Sie bauen, im Unterschied zum individuellen Lebenslauf, auf ein Fundament an bereits gelebtem und sozial gestaltetem Leben auf: das der Eltern, der Familie, eventuell der Religionsgemeinschaft oder der Sippe, aber in jedem Fall der sozialen bzw. kulturellen Gruppe. Das Mitteilen von Erinnerungen, z. B. an bestimmte familiär-soziale Ereignisse wie Geburten, Hochzeiten, Einschulungen, Todestage oder im Krieg Gefallene, gibt einer Gemeinschaft Identität und dem Einzelnen Zugehörigkeit. Das Moment der Bedeutungsgebung überwindet dabei das bloße Nebeneinander ansonsten lose verbundener Erzählfragmente (Dilthey 1981). Auf diese Weise mit Sinn und Bedeutung versehen, stiftet Erzähltes eine Beziehung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

5. Meine gegenwärtige Praxis in der Erinnerungs- und Biografiearbeit

Mittlerweile ist die „Erinnerungs- und Biografiearbeit“ zu einem eigenständigen Schwerpunkt in meiner systemischen Praxis geworden. Den Anstoß dazu gab ein Treffen mit meiner Kollegin und früheren Lehrtherapeutin Gesa Jürgens im Jahr 2003 auf dem Uelzener Bahnhof. Voller Enthusiasmus entwarfen wir gemeinsam Projektideen, zeichneten Schaubilder dazu und entwickelten Seminartitel wie „Streiflichter des Lebens“, „Großeltern und ihre EnkelInnen“ oder „Erinnerung in Familienbetrieben“. Wieder zurück im heimischen Tübingen veränderten sich die Perspektiven mit der Zeit. Zunächst hielt ich zum Ausloten beruflicher Möglichkeiten Vorträge in Altenbegegnungsstätten und traf mich dann mit an der Biografiearbeit interessierten älteren Menschen, stellte ihnen Fragen und hörte ihren Antworten aufmerksam zu. Parallel dazu begann ich die Lebens- und Familiengeschichte von Frau Jürgens, Gesas Mutter, aufzunehmen und sie in einer für die Familie bestimmten Form niederzuschreiben.

Just in dieser Zeit entstanden auch die Ideen zur *Tübinger Erinnerungswerkstatt*, bestehend aus einer Podiumsveranstaltung und drei Erzählcafés pro Jahr, dem *Runden Tisch der Erinnerung* im benachbarten Rottenburg, einer Podiumsveranstaltung mit Zeitzeugen in Zusammenarbeit mit einem der hiesigen Gymnasien, sowie zu weiteren Veranstaltungen mit Themen wie „Generation und Versöhnung“ oder „Kriegsende“ in Eningen bzw. im nahe gelegenen Reutlingen. Die *Tübinger Erinnerungswerkstatt* und der *Runde Tisch der Erinnerung* in Rottenburg bestehen nunmehr seit drei Jahren in Zusammenarbeit mit der Altenbegegnungsstätte „Hirsch“ und dem Fachbereich Jugend und Soziales der Stadt Tübingen bzw. in Kooperation mit der VHS und dem Kulturamt Rottenburg. Von diesen Projekten möchte ich im Weiteren berichten.

6. Das Tübinger Erzählcafé

Zu den Erzählcafés im Rahmen der *Tübinger Erinnerungswerkstatt* finden sich beinahe ausschließlich ältere Menschen ein. Erst jetzt, im dritten Jahr, kommen auch Jüngere hinzu, wobei sich mir auch angesichts der Relation von Frauen und Männern die Frage stellt, ob Frauen wohl prinzipiell erinnerungsfreudiger sind als Männer oder ob dies am Ort liegt, denn die Erzählcafés finden stets in der Tübinger Begegnungsstätte für Ältere, dem „Hirsch“, statt. Die Begegnungsstätte wird seit 25 Jahren von einem Verein mit vielfältigen Aktivitäten und Angeboten betrieben, so gibt es eine Cafeteria, ein Kursangebot, Vorträge, Freizeit- und Wanderaktivitäten sowie Ausstellungen von und für ältere Menschen.

Alle von mir als offene Gesprächsrunden konzipierten Erzählcafés setzen darauf, dass jede TeilnehmerIn, die dies möchte, gleichermaßen von ihren Erinnerungen berichten kann. Das ist mir wichtig. Um zum jeweiligen Thema hinzuführen, wähle ich unterschiedliche Methoden. Das eine Mal bringe ich themenspezifische Gegenstände oder Symbole aus der betreffenden Zeit mit, das andere Mal lasse ich zuerst eine Zeitzeugin oder einen Zeitzeugen von

konkreten Erlebnissen kurz berichten oder ich bitte die TeilnehmerInnen, sich einige Minuten der NachbarIn im Stuhlkreis erzählend zuzuwenden, bevor das gemeinsame Erinnern in der Runde beginnt. Diese ersten Minuten geben die Möglichkeit, sich den im Erzählcafé fokussierten Zeitabschnitt gemeinsam nahezubringen und persönlichen Erinnerungen bzw. Assoziationen zum Thema nachzuspüren. Derart angeregt und in Beziehung getreten, veranschaulicht das Erinnern in der Runde oftmals sehr plastisch, auf welche Weise zum Beispiel den Teilnehmerinnen und Teilnehmern als Kinder seinerzeit in der Schule Disziplin abverlangt wurde und die Angst vor Strafe und Erniedrigung sie „gefügig“ werden ließ. Als die Erinnerungen schwer und bedrückend zu werden drohten, differenzierten sich die Reaktionen der TeilnehmerInnen aus. Die einen schwenkten um in ein „Ach, so schlimm war das doch gar nicht“, während das Erinnern für andere in eine Art „bilanzierende Lebensrückschau“ mündete – in einen Prozess, der über das Erinnern im Erzählcafé hinausreicht und durch ein fortschreitendes Bewusstwerden vergangener Erfahrungen und manchmal auch durch das Wiederauftauchen ungelöster Konflikte charakterisiert werden kann. Mich persönlich beeindruckte die dabei entstehende dichte Atmosphäre. Manchmal ahnte ich den Nährboden, verdichtet von Strenge, Gehorsam und Pflichterfüllung, umrahmt von Kameradschaft und paramilitärischem Drill, auf dem wohl auch mein Vater damals im Jungvolk aufwuchs.

Da niemals alle dasselbe erlebt haben, entstehen im Erzählcafé stets Bilder aus verschiedenen Warten von der anvisierten Vergangenheit. Sie vermitteln Unterschiede und Ausnahmen und lassen auf diese Weise ein vielschichtiges, stets sehr persönliches Bild von jener Zeit entstehen, das sich oft erstaunlich „sinnlich“ darstellt. Beispielsweise durch eine über 70-jährige Zeitzeugin, die Hunger, Flucht und Vertreibung erlebt hat. Sie berichtete, wie sie kurz vor der Vertreibung aus ihrer rumäniendeutschen Heimat auf dem Dachboden ihres Elternhauses noch ein kleines Stück Schokolade fand, das schon ganz alt und weiß war und ihr dennoch unglaublich köstlich mundete. Beim Erzählen strahlte ihr Gesicht so, als würde sie die Schokolade just in diesem Augenblick noch einmal schmecken.

Bei den Tübinger Erzählcafés geht es insofern darum, sich gemeinsam an eine Zeit zu erinnern, die fast alle Anwesenden auf ihre eigene Weise erlebt haben. Und es geht darum, sich seiner selbst im Gewesenen zu erinnern und sich darüber im Heute neu zu positionieren. Die abschließende Frage „Was meinen Sie, könnten aus heutiger Sicht wichtige Fragen an jene Zeit sein?“ verbindet die Vergangenheit wieder mit der Gegenwart des Erzählcafés und schlägt genau diesen Bogen.

In dem von Hilarion Petzold (1985) so benannten „Vergangenheitshorizont“ befinden sich die Ressourcen, Kompetenzen und Fähigkeiten, die ein Mensch im Laufe seines Lebens aufgebaut hat und die seine Persönlichkeit prägen. Ihre Vergegenwärtigung im Prozess des Erinnerns wird meist als wohltuend und das Selbstbewusstsein stärkend erlebt. In krisenhaften Situationen des Älterwerdens kann gezielt eingesetzte Erinnerungs- und Biografiearbeit die

Persönlichkeit deshalb enorm stabilisieren. Frau S., eine 82-jährige, an Alzheimer im frühen Stadium erkrankte Frau, die ich seit mehr als einem Jahr auf diese Weise begleite, sagte neulich am Ende der wöchentlichen Begegnung empört zu mir: „Sie können jetzt nicht gehen!“ Als ich fragte, wie sie dies meine, erklärte sie mir, dass für sie das Erinnern oftmals „so intensiv wie eine Liebesbeziehung“ sei, „in der der eine Partner plötzlich geht“. Sie bliebe dann alleine zurück und falle wie in ein Loch, nachdem sie mir so viel Persönliches aus ihrem Leben mitgeteilt habe. Nun überlege ich ein neues Setting, das diesem Umstand Rechnung trägt.

Das Erleben seiner selbst in der Erinnerungs- und Biografiearbeit als wertvoll und kompetent ist vielfach auch an das Erinnern bedeutsamer Stationen des eigenen Lebens gekoppelt. Sie tragen im Rückgriff auf alte Verhaltensweisen zur Bewältigung von Gegenwart und Zukunft bei, so unsicher oder begrenzt der jeweilige „Zukunftshorizont“ noch sein mag. Damit hilft das Erinnern eine Identität zu bewahren, die im Prozess des Älterwerdens schmerzhaften Angriffen ausgesetzt ist – durch sozialen Rückzug, Vergessen, Krankheit, den Verlust von Heimat, dem Tod von nahen Freunden oder der LebenspartnerIn.

7. Podiumsgespräche und „Runde Tische“

Die zwei *Runden Tische der Erinnerung* in Rottenburg zeichneten sich durch eine erstaunliche Form des „kollektiven Miteinanders“ aus. Die Rottenburger, so mein Eindruck aus der Perspektive der ortsfremden Moderatorin, fühlen sich ihrer Stadt zugehörig und sie kennen auch ihre lokale Geschichte. Diese kollektive Vergewisserung aus Sicht der Gegenwart tat den Anwesenden spürbar gut und bettete sie in Formen des kollektiven Erinnerns ein, die ihnen Nähe und Geborgenheit vermittelten. Um auch die mehrgenerationale Perspektive zu integrieren, finden die „Runden Tische“ stets in einem Gymnasium vor Ort statt. Von Schülerinnen und Schülern initiierte Projekte zur NS-Vergangenheit, die sie selbstständig vorstellen, ergänzen die Erzählungen der Zeitzeugen. Beim letzten Mal stellte eine Schülerin ihre Recherche in der eigenen Herkunftsfamilie nach dem Großvater vor. Ausgangspunkt war ein vergilbter Brief, den sie in einer Familienschatulle gefunden hatte. Sie kam zu der Erkenntnis, dass es vom Betrachter und seinen Überzeugungen abhängt, was er als damals geschehen berichten wird. Andere Schülerinnen fragten: „Kann das wieder geschehen?“

Im ungünstigen Falle können solche kollektive Nähe und Selbstvergewisserung – das haben Veranstaltungen an anderen Orten gezeigt – die Einschätzung der lokalen Historie allerdings auch soweit bestärken, dass, einer kollektiven Verdrängung gleich, abweichende Lebensläufe oder Interpretationen nur noch schwerlich Gehör finden. Dann werden Ausnahmen oder Infragestellungen des kollektiv Erinnerten zwar noch im privaten Vorgespräch erwähnt, im öffentlichen Raum jedoch gewinnt das Bedürfnis nach Übereinstimmung und Zugehörigkeit zu den im Saal Anwesenden die Oberhand.

Bei einer anderen Veranstaltung zum Thema „Kriegsende – Reutlinger Frauen erzählen“ haben sich unerwartet Genderaspekte als lokale Besonderheit der Erinnerungs- und Biografiearbeit durchgesetzt. Im dortigen Festsaal sollte ein offizieller Akt des Erinnerns des 60-jährigen Kriegsendes gedenken, die Oberbürgermeisterin wollte die Veranstaltung ursprünglich mit einer Ansprache persönlich eröffnen. Während Männer – so habe ich es bisher erlebt – gerne auf ein Podium steigen, um dort aus ihrem Erfahrungsschatz zu erzählen, „sprengten“ drei Reutlinger Frauen dieses sicher geglaubte Veranstaltungskonzept. Denn die obligaten Vorgespräche hatten die Erkenntnis erbracht, dass die drei zwar bereit waren, aus ihren Biografien zu erzählen, jedoch nicht auf einem Podium vor großem Publikum. Daraufhin entwickelte ich gemeinsam mit den Zeitzeuginnen ein Konzept, das beides ermöglichen sollte: das gemeinsame Erinnern zum Thema „Kriegsende in Reutlingen“ und die Gestaltung einer Publikumsveranstaltung, die die Intimität des Persönlichen auch im öffentlichen Raum zu wahren hilft. Die Lösung war der rasche Wechsel vom (Eröffnungs-)Podium, bei dem die drei Frauen vorgestellt und das Publikum ins Thema eingeführt wurde, hin zu einem Kleingruppen-Modell mit ca. 15 Teilnehmern und Teilnehmerinnen pro Zeitzeugin. Zwar war es sichtlich ungewohnt für die Zuhörerschaft, während der Veranstaltung aufzustehen und sich in Kleingruppen zu integrieren. Doch war von Vorteil, dass jede Gruppe von einer Moderatorin geleitet wurde und der persönliche Bezug der Zeitzeuginnen zu den interessierten ZuhörerInnen hergestellt werden konnte.

Offenbar kommt jedem Veranstaltungsort ebenso wie den geladenen Zeitzeugen und der anvisierten Teilnehmergruppe eine eigenständige Bedeutung zu, die es vorab auszuloten und konzeptionell zu berücksichtigen gilt. Dann können Podiumsveranstaltungen mit Zeitzeugen Begegnungsräume schaffen, in denen Menschen anderen Menschen ihre Geschichte erzählen. Solche Veranstaltungen entsprechen dem Bedürfnis vieler Älterer wie Jüngerer, persönlich mitgeteilte, authentische Lebensgeschichten hören zu wollen. Diese Berichte wirken lebendig und beeindruckend nachhaltig. Jung und Alt können sich bzw. ihre je spezifische Lebens- oder Familiengeschichte in Beziehung zu diesen hautnah erzählten biografischen Episoden setzen und dabei Gemeinsamkeiten entdecken, Unterschiede oder auch nur Nuancen des Anderen feststellen und sie auch kontrovers diskutieren.

Podiumsveranstaltungen bieten dem Publikum zudem die Möglichkeit, die persönlichen, eigenen Bewältigungsstrategien mit der erlebten Geschichte anderer Menschen abzugleichen. Kann das von den Zeitzeugen Erzählte dabei ohne Wertung stehen bleiben, besteht die Möglichkeit, dass sich die Anwesenden ihr eigenes Bild vom Preisgegebenen machen. Dabei verstehe ich meine Aufgabe als Moderatorin nicht nur darin, die Veranstaltung zu leiten und die zum Verständnis wichtigen (lokal-) historischen Informationen einzuflechten, sondern Fragen aufzuwerfen: Fragen, die potenzielle Zusammenhänge erkunden, die neue Perspektiven auf längst Geschehenes ermöglichen und die Vergangenheit mit der Gegenwart vernetzen. Erinnerungen sagen ja nicht nur, woher wir kommen und welche

Erfahrungen uns geprägt haben, sondern auch, wie wir zu denen geworden sind, die wir in diesem Augenblick sind.

8. Was bedeutet „systemische Erinnerungs- und Biografiearbeit“ im öffentlichen Raum?

Bei der systemischen Erinnerungs- und Biografiearbeit, ob in Form von Podiumsveranstaltungen oder Erzählcafés, handelt es sich ja nicht um bloßes Erzählen zufällig erlebter Ereignisse. Im Gegenteil. Systemische Fragestellungen stellen die im Prozess des Erinnerns erzählten Erlebnisse, Werte, Normen und Verhaltensweisen in ein neues Licht. Zudem lassen Zeitzeugen und Zeitzeuginnen die Zuhörenden an ihren Erfahrungen vom Leben und Überleben in oft unvorstellbar schwierigen Zeiten aus der Sicht des Heute teilhaben.

Denn kein Mensch ist losgelöst von seiner persönlichen Lebensgeschichte denkbar, bzw. ohne ihre Verknüpfung mit seinem lebensbegleitenden Zeitgeschehen. Alle Entwicklungsprozesse, alles Denken, Handeln und Fühlen sind hierdurch geprägt. Jede diesbezügliche Differenzierung braucht jedoch die Bereitschaft der Zuhörer, sich in Beziehung zum Erlebten des anderen Menschen zu setzen, und führt, wenn dieses Beziehungsangebot aufgegriffen wird, notwendig zu systemischen Fragestellungen: „Wie hätte es noch sein können?“ oder auch „Wenn dies bei Frau XY so war, wie war es dann bei meinen (Groß-)Eltern?“ Bei öffentlichen Veranstaltungen kommt zum „Ich“ in Relation zur „Familie“ noch ein Drittes hinzu, „die Öffentlichkeit“.

Systemische Erinnerungs- und Biografiearbeit richtet sich dabei – wie wohl jedes systemische Arbeiten – nach dem Postulat von der „Vielfalt der Perspektiven“. Diese Vielfalt beruht auf drei Grundpfeilern: Erstens gilt für jeden Zeitzeugen ebenso wie für jede sich erinnernde oder aus ihrem Leben erzählende Person aus dem Publikum, dass sie freie Wesen sind und selbst entscheiden, was gut und richtig für sie ist. Zweitens verfügt jeder über die Fähigkeit zum „Eigensinn“, was bedeutet, dass jede Person dem eben Erinnerten selbst Sinn und Bedeutung zuweist. Drittens liegt es an den Zeitzeugen selbst, das von ihnen Erinnerte zu bewerten. Denn wenn Menschen „selbst wissen, was gut für sie ist, verbleibt auch die Verantwortung für das, was sie tun, immer bei ihnen selbst“ (Herwig-Lempp 2004, S. 45). Der Verweis auf diese Grundhaltung mag vor allem dann wichtig sein, wenn Zeugen der NS-Zeit versuchen, sich und anderen zu beweisen, dass bestimmte Erinnerungen „richtiger“ oder „wahrer“ sind als andere.

In der Praxis hat es sich deshalb als sinnvoll erwiesen, zu Beginn eines Erzählcafés oder einer Podiumsveranstaltung auf die Besonderheiten systemischer Erinnerungs- und Biografiearbeit hinzuweisen und „Spielregeln des Miteinanders“ zu vereinbaren. Nicht nur bezüglich des Umgangs mit Erinnerungen, sondern auch hinsichtlich des möglichen Redeflusses älterer Menschen. Bildlich gesprochen ist Erinnern ja manchmal, als ob man in einer rand-

voll mit Wasser gefüllten Badewanne den Stöpsel zieht. Dieses „Zurückfluten“, um mit den Worten meines Vaters zu sprechen, auch mal stoppen zu dürfen ist in Anbetracht des zeitlichen Limits einer Veranstaltung für alle verständlich.

Weil Erinnerungen aber auch „alte Wunden“ aufreißen können und grundsätzlich die Gefahr einer Re-Traumatisierung besteht, lautet ein vierter Grundpfeiler meiner systemischen Erinnerungs- und Biografiearbeit, mich dem Gegenüber sehr vorsichtig anzunähern und ihm grundsätzlich Wertschätzung und Respekt in seinem Umgang mit Erinnerung zu zeigen. Dies ist wichtig, um eventuell auftretende persönliche Grenzen, die sich in Sprache, Körperhaltung, Mimik oder Gestik äußern, sorgfältig wahrzunehmen. Zu diesem Respekt gehört für mich auch, in jedem Fall das verborgen Bleibende ebenso zu würdigen wie das Erinnerbare.

9. Schluss

Entsprechend dem systemischen Ansatz gehe ich davon aus, dass auch Erinnerungs- und Biografiearbeit wirklichkeitsschaffenden Charakter besitzt. Sie rekonstruiert, abhängig von Kontext und Lebenssituation, auf erzählerische Weise Biografien, die ebenso als von Sinn und Bedeutung getragene subjektive Konstruktionen von Leben verstanden werden können. Diese subjektive Wirklichkeit wird von familiären Regeln des Erinnerns, Kriterien der Zugehörigkeit zu Gesellschaft und Kultur, Genderaspekten, aber auch „Zeiten des Vergessens“ mitbestimmt, z. B. wenn Erlebnisse in Kindheit oder Jugend traumatisierend gewirkt haben und sie deshalb nicht oder nur teilweise erinnert werden können.

Systemische Erinnerungs- und Biografiearbeit im öffentlichen Raum bietet den Zuhörenden die Chance, anhand ausgewählter Lebensgeschichten neue Perspektiven auf gesellschaftliche oder persönliche Geschehnisse einzunehmen. Von systemischer Erinnerungs- und Biografiearbeit würde ich allerdings erst dann sprechen, wenn es sich inhaltlich wie in der Gestaltung des Erzählrahmens um einen Prozess des Erinnerns nach den genannten Grundhaltungen handelt. In an den Kontext und die öffentliche Situation angepasster Weise können dann auch systemische Fragetechniken, die Arbeit mit Symbolen oder die Technik des „Reframing“ (vgl. Schlippe u. Schweitzer 1997, S. 177f.) in den öffentlichen, d. h. in den nicht-therapeutischen Raum überführt werden.

Noch ein persönliches Wort zum Abschluss. Heute muss ich meinen Vater nicht mehr zeitweise aus dem Herzen verbannen, weil er lange Zeit eine für mich in vielem problematische Haltung zur Nazi-Zeit eingenommen hat. Ich habe gelernt, ihm mit Interesse zuzuhören. Und wenn eine Grenze erreicht ist, teile ich ihm dies auch mit. Heute ist das Vertrauen dazu da, wohl wissend, dass Vater und Tochter unterschiedliche Haltungen zum Nationalsozialismus haben. Der Weg dorthin führte mich über Besuche in seinem spanischen Winterdomizil. Dort, in Entfernung zur deutschen Kultur und zu meiner eigenen (Kinder-)Heimat, dem nördlichen Schwarzwald, lernte ich meinen Vater neu kennen. Das

brauchte Zeit. Die emotionale Nähe entstand dabei eigentümlicherweise oftmals über den Streit, manchmal aufs Heftigste geführt, den seine Erzählung zur NS-Zeit lange Zeit regelmäßig zwischen uns auslöste. Ich wollte Persönliches von ihm hören, er jedoch „dozierte“, so nahm ich es wahr, lange Zeit lieber anhand von Atlanten oder Büchern über das Wirken seiner Division, der Division „Frundsberg“. Später erst begriff ich, dass ganz einfach mein Zuhören mich zum Persönlichen führen konnte.

Zu dieser relativ ausgesöhnten Haltung im Umgang mit meiner eigenen Familie hat die Erinnerungs- und Biografiearbeit der letzten Jahre viel beigetragen. Ich weiß um meine persönlichen Regeln des Erinnerns und meine „Zeiten des Vergessens“ Bescheid, und glaube heute besser zu verstehen, wie ich die wurde, die ich heute bin.

Literatur

- Clauss, B. (2005). Biografiearbeit in der Sozialen Arbeit. Biografiearbeit mit alten Menschen, erläutert am Beispiel der Methode Erzählcafé. Esslingen (Diplomarbeit am Fachbereich Soziale Arbeit der Hochschule für Sozialwesen).
- Dilthey, W. (1981). Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Herwig-Lempp, J. (2004). Ressourcenorientierte Teamarbeit. Systemische Praxis der kollegialen Teamarbeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hoening, S. (2006). Ein Makel über den ich nicht sprechen konnte. Südwest-Presse vom 18. August 2006.
- Jacobs, A. (2006). Was passiert beim Lesen im Gehirn? Zum Stand der Leseforschung. Süddeutsche Zeitung Nr. 189 vom 18. August 2006, pp. 14.
- Nischak, A. (2003). Lebenswege in die Toskana. Feldforschung über das Phänomen „alternative Migration“. Vorwort von Mario Erdheim. Schriften zur Ethnopschoanalyse, Bd. 4. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Petzold, H. [Hrsg.] (1985). Die Methode der Lebensbilanz und des Lebenspanoramas in der Arbeit mit alten Menschen, Kranken und Sterbenden. In ders. unter Mitarbeit von Kurt Lückel, Mit alten Menschen arbeiten. Bildungsarbeit, Psychotherapie, Soziotherapie. München: Pfeiffer, pp. 467-499.
- Schiegl, G. (2006). Holocaust vor der Haustür. Süddeutsche Zeitung Nr. 89 vom 18. April 2006, pp. 8.
- Schlippe, A. v., Schweitzer, J. (1997). Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wette, W. (2003). Was Unrecht war, kann nicht Recht sein! Vortrag im Historischen Kaufhaus in Freiburg im Breisgau am 14. September 2003.

Dr. Almute Nischak
Gechtstraße 25
72074 Tübingen
www.nischak.com